



Ann
Moore

Im Licht
des
Morgens



Weltbild

Nach der Flucht aus Irland und der schweren Zeit an der Ostküste hat Gracelin New York verlassen und ist mit einem Planwagentreck nach San Francisco gegangen. Dort will sie eine Vernunftehe mit Kapitän Peter Reinders eingehen, als Zukunftssicherung für sich und ihre beiden Kinder. Ihr Sohn Jack, den sie tot glaubte, ist mittlerweile auch bei ihr. In San Francisco stellt sich heraus, dass Reinders auf See ist und es noch Monate bis zu seiner Rückkehr dauern wird. Da ihre Tochter Mary Kate sehr krank ist, muss sie ins Krankenhaus. Dort trifft sie auf Doktor Wakefield. Da sie sich allein in dieser Stadt des Goldrausches durchschlagen muss, ist sie froh, dass er ihr eine Stelle als Köchin in seinem Privathaushalt anbietet. Diese Begegnung wird das Leben beider verändern.

Irland Saga

1. Geliebte Gracelin
2. Abschied von Irland
3. Im Licht des Morgens

Ann Moore

Im Licht des Morgens

Roman

Aus dem Amerikanischen von Franca Fritz und Heinrich
Koop

Weltbild

Die Autorin

Ann Moore wurde 1959 in England geboren und wuchs in Tacoma, Washington auf. Mit ihrem Mann und den zwei Kindern lebt sie in Bellingham, Washington.

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel Til morning light.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199
Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2005 by Ann Moore

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2006 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin -

Erschienen im List Verlag

Übersetzung: Franca Fritz und Heinrich Koop

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-98507-244-6

Für Rick, Nigel und Grace – meine Familie

Denn wahrlich, ich sage euch: Wenn ihr Glauben habt wie ein Senfkorn, so könnt ihr sagen zu diesem Berge: Heb dich dorthin!, so wird er sich heben; und euch wird nichts unmöglich sein.

MATTHÄUS 17, 20

Hunderte von Rahseglern lagen mit Schlagseite in der Bucht von San Francisco – ein gespenstischer Anblick. Nebel kroch über die verlassenen Decks, in den Rümpfen klappten riesige Löcher, geschlagen von Holzsammlern, die mitgenommen hatten, was sie brauchen konnten, um die Schiffe danach in den trüben Gewässern ihrem Schicksal zu überlassen. Diese verfallenen Schoner, Klipper und Walfänger waren zwar nicht die einzigen Schiffe in dem mit Wasserfahrzeugen übersäten Hafen – viele andere Segler wirkten gepflegt und lagen mit geschlossenen Luken sicher vor Anker –, doch dass man sie so offensichtlich überstürzt und leichtfertig aufgegeben hatte, stimmte Gracelin O'Malley nachdenklich, während sie die Bucht nach den stolzen Masten der Eliza J. absuchte.

Es war noch früh am Morgen, die Dämmerung hatte gerade erst eingesetzt, und Gracelin, die meist schlicht Grace genannt wurde, versuchte sich einzureden, dass das Schiff gewiss im Hafen lag und nur vom Nebel verhüllt war, so dass sie es vom Pier aus nicht sehen konnte. Selbst wenn sie es entdeckt hätte, so besaß sie kein Boot, mit dem sie hätte hinausrudern können. Außerdem würden Peter und Liam ohnehin nicht an Bord schlafen, sondern daheim, in dem Haus, das sie mit Peters Partner Lars Darmstadt und dessen Frau Detra teilten, irgendwo auf dem Hügel, der sich hinter ihr erhob. Sie wandte sich vom Hafen ab und warf einen Blick auf die Stadt, in deren unbekanntem Straßen sie sich im Nebel nur schwer zurecht fand. Bei ihrer Ankunft am Abend zuvor war es bereits dunkel gewesen; auch jetzt war es noch nicht ganz hell, doch sie hatte sich eine Wegbeschreibung notiert, die sie nun aus der Tasche zog und durchlas.

Sie verstärkte den Griff um die Hand ihres vierjährigen Sohnes, zog den schläfrigen Jungen weg vom Jackson-Street-Pier und ging mit ihm durch die Straßen, bis sie das Opernhaus an der Montgomery Street erreichte. Von dort hielt sie sich südlich, bis sie auf die California Street stieß. Nun suchten ihre Augen die Gebäude des von Banken, Lagerhäusern, Reedereien und Großhandlungen umgebenen Platzes ab. Langsam schlenderte sie weiter, wobei jedes Gebäude aus dem Nebel

hervortrat, als wäre es das einzige auf der Welt. Einige verfügten über Hausnummern, andere über Schilder, wieder andere waren gar nicht gekennzeichnet. Schließlich fand sie die Adresse, die sie suchte – natürlich ein Haus mit Aussicht auf den Hafen –, und blieb abrupt stehen. Ihr Blick wanderte über den Kiesweg, die Eingangstür, das Erdgeschoss und den ersten Stock hinauf zur zweiten Etage. Das Gebäude war größer, als sie es sich vorgestellt hatte. Grace wusste zwar, dass Peter und Liam sowie Lars und Detra samt ihrer Dienerschaft darin wohnten, doch die Adresse hatte keinerlei Rückschlüsse auf die Vornehmheit des Hauses zugelassen. Sie schluckte heftig, schaute zu Jack hinunter, rückte ihm die Mütze, dann sich selbst den Hut zurecht und stieß energisch das schwere Eisentor auf.

»Wohnt der Käpt'n hier, Mam?« Nun war es Jack, dessen Blick von den hohen dunklen Fenstern im Erdgeschoss über die kleineren Fenster im ersten Stock bis zu den winzigen Flügelfenstern im zweiten Geschoss glitt.

»Ich glaube ja.« Sie führte ihn den Kiesweg entlang zum Haus, wobei ihre Stiefel ein lautes Knirschen verursachten. »Vorsicht, Jack.« Sie griff ihm unter die Arme, damit er die hohen Stufen erklimmen konnte, die zur Eingangstür führten.

»Groß.« Er gähnte, als sie die oberste Stufe erreicht hatten.

»Ja.« Sie lächelte ihm aufmunternd zu und zeigte auf die Glocke. »Na komm, zieh.«

Sie hörten, wie es im Inneren des Hauses läutete. Als das Echo verklang, kehrte wieder Stille ein, und sie schauten einander an. Jack zuckte die schmalen Schultern. Als er die Glocke erneut betätigen wollte, legte Grace ihm eine Hand auf den Arm; irgendwo im Haus wurde eine Tür geöffnet und wieder geschlossen, dann noch eine, und das Geräusch langsamer Schritte kam näher. Nach einer Weile, die ihr wie eine Ewigkeit erschien, öffnete ein Mann die Haustür. In der Hand hielt er eine Lampe, die gerade genug Licht spendete, um die Tatsache zu erhellen, dass sie ihn aus dem Bett geholt hatten und er sich hastig ankleiden musste. Sein Stirnrunzeln vertiefte sich, als er Grace von oben bis unten musterte und den Zustand ihrer Kleidung bemerkte – den verschmutzten, fleckigen Mantel, den ramponierten Hut, die staubigen

Ledermokassins, ihr sonnenverbranntes Gesicht, den ebenfalls wettergegerbten, schmutzigen Jungen an ihrer Seite. Als er dann noch sah, dass sie ganz offenkundig eine Männerhose trug, verengten sich seine Augen missbilligend.

»Dienstboten und Händler an der Hintertür«, stieß er verächtlich hervor und wollte die Tür schließen.

»Ich bin kein Dienstmädchen«, beschied ihm Grace rasch, bevor er ihr die Tür vor der Nase zuschlagen konnte. Sie nahm ihren ganzen Mut zusammen und verkündete mit fester Stimme: »Mein Name ist Missus Donnelly. Ich möchte bitte Kapitän Reinders sprechen.«

Der Butler zögerte misstrauisch. Um ihre Glaubwürdigkeit besser einschätzen zu können, hob er die Lampe und leuchtete ihr ins Gesicht. Zu Graces großer Erleichterung hielt er es schließlich für angebracht, ihr eine Antwort zu geben.

»Kapitän Reinders ist auf See, Madam.«

Grace blinzelte. Auf See. Natürlich ist er auf See. »Wird er ...« Ihre Gedanken rasten. »Wann erwarten Sie ihn zurück?«

»Nicht in nächster Zeit. Guten Tag.« Erneut machte der Butler Anstalten, die Tür zu schließen.

»Warten Sie!« Grace schob einen Fuß vor und stellte ihn entschlossen auf die Schwelle. »Ich werde ihm einen Brief zukommen lassen.«

Es war natürlich nicht das erste Mal, dass eine ihm unbekannte Frau nach dem Kapitän fragte, hielt sich der Butler vor Augen, doch in der Regel waren sie nicht so unverfroren. Demonstrativ starrte er auf den Fuß, den es von dem Territorium zu entfernen galt, das unter seiner Obhut stand.

»Unmöglich, Madam.«

Statt die Tür freizugeben, trat Grace einen Schritt vor und richtete sich zu voller Größe auf. Der Butler wich unwillkürlich zurück, die Nasenlöcher geweitet, als würde er plötzlich von einem höchst unangenehmen Geruch belästigt. Außerdem fürchtete er sich ein wenig vor ihr – eine Frau in Hosen war eine unberechenbare Erscheinung –, dennoch würde er ihr nicht gestatten, sich gegen seinen Willen Zutritt zu verschaffen. Er öffnete den Mund, um sie zu verscheuchen, doch sie kam ihm zuvor.

»Hören Sie, Kapitän Reinders ist ein guter Freund von mir. Und ...« – sie spürte das Unbehagen des Butlers und trat noch näher an ihn heran – »... sein Mündel Liam ist mein Sohn.« Adoptivsohn, korrigierte sie sich im Geiste, doch es bestand kein Grund, diesem Dummkopf die Angelegenheit näher zu erklären.

»Master Kelley?« Der Butler zog erstaunt eine Augenbraue hoch, ließ die Tür jedoch nicht los.

»Ja.« Graces Blick war fest. »Und nun rufen Sie Mister Darmstadt oder seine Frau.«

»Sie sind ebenfalls fort, Madam.«

Grace musterte das unbewegte Gesicht des Butlers, vermochte jedoch nicht zu sagen, ob diese Auskunft der Wahrheit entsprach.

»Wo ist Kapitän Reinders?«, fragte sie, entschlossen, nach außen hin die Fassung zu bewahren, obwohl ihr Herz raste und sich in ihrem Kopf alles drehte.

»Panama City, Madam.«

Panama City? Wo um Himmels willen war Panama City?

»Ich erwarte ihn erst in einigen Wochen zurück. Vielleicht noch später.«

Grace biss sich auf die Unterlippe, und ihr Magen zog sich zusammen.

»Dann werde ich ihm eine Nachricht hinterlassen«, entschied sie.

»Bringen Sie mir bitte Papier und Feder.«

Da die Frau den ihr angemessenen Platz vor der Tür nicht wieder eingenommen hatte, blieb dem Butler nichts anderes übrig, als die Tür offen zu lassen, während er die gewünschten Gegenstände aus der Schublade des Schreibtischs in der Eingangshalle holte. Die Erkenntnis, dass diese »Missus« Donnelly dort, wo sie jetzt stand, nicht würde schreiben können, und – sollte er das dennoch von ihr verlangen – nur weiteren Ärger machen würde, setzte ihm derart zu, dass er sie widerstrebend hineinbat.

Grace beugte sich über den Schreibtisch, tauchte die Feder ein und begann zu schreiben. Jack, der dicht neben ihr stand, warf dem furchterregenden Butler immer wieder verstohlene Blicke zu.

»Lieber Peter, es wird dich überraschen, aber ich bin jetzt mit den

Kindern hergekommen. Mary Kate ist krank – Gott sei Dank ist es nicht die Cholera – und liegt im Krankenhaus der Barmherzigen Schwestern. Wir bleiben bis zu deiner Rückkehr in der Stadt. Ich werde deinen Diener wissen lassen, wo wir wohnen. Bitte komm so bald wie möglich zu uns.«

Rasch las sie den Brief noch einmal durch, ehe sie ihn unterschrieb. Hoffentlich klang er nicht so verzweifelt, wie ihr zumute war. Sie hatte keineswegs geplant, in diesem Zustand hier einzutreffen, so schmutzig, erschöpft und krank. In ihren Träumen hatte sie sich ein Leben auf einer kleinen Farm an der Küste Oregons vorgestellt, als starke und unabhängige Witwe an der Seite eines Seekapitäns, der sie liebte und eines Tages heiraten würde. Aber wollte er das überhaupt noch? Ihr wurde schwindlig vor lauter Müdigkeit und Sorge, und sie stützte sich auf den Schreibtisch, schloss die Augen und presste eine Hand an ihre Stirn.

»Madam?«

Die Stimme des Butlers klang besorgt, doch Grace vermutete, dass er eher an die Unannehmlichkeiten dachte, die er haben würde, falls sie sich in seiner Eingangshalle übergab. Sie riss sich zusammen, faltete den Zettel, ließ ihn in einen Umschlag gleiten und überreichte ihn dem Mann.

»Sorgen Sie dafür, dass Kapitän Reinders diesen Brief sofort nach seiner Rückkehr erhält«, wies sie ihn an, und obwohl ihr immer noch schwindlig war, schaute sie ihm dabei fest in die Augen.

»Selbstverständlich.« Der Butler hielt die Tür auf, bis Jack und Grace draußen waren, dann schloss er sie energisch.

Jack machte ein finsternes Gesicht. »Den mag ich nicht.«

»Ich auch nicht. Aber so wie wir aussehen, haben wir ihm wahrscheinlich einen ganz schönen Schreck eingejagt. Wir sind ja nicht gerade sehr vornehme Besucher, oder? Na komm.« Sie nahm seine Hand. »Lass uns zu Mary Kate zurückgehen, und auf dem Weg dorthin kaufe ich dir ein Brötchen. Was hältst du davon, Jack?«

»Wie groß?« Er schaute zu ihr auf; seine silberfarbene Brille saß schief, und wie so oft wurde Grace von einem Gefühl unendlicher Zärtlichkeit für ihn ergriffen.

»Das größte, das ich finden kann«, versprach sie und rückte ihm erst die Brille, dann die Mütze zurecht.

Er schmiegte sich einen Moment lang an sie, was Grace überraschte, denn bevor sie Kansas verließen, war Jack kein Kind gewesen, das seine Zuneigung zeigte; oft hatte sie dem Impuls widerstehen müssen, ihn fest in die Arme zu nehmen und mit Küssen zu bedecken. Sie hatte alles dafür getan, ihn wieder zu ihrem kleinen Jungen zu machen, doch nach wie vor hielt er sie manchmal auf Abstand. Julia Martin war die erste Frau gewesen, zu der er Mam gesagt hatte, und obwohl er sich im Laufe mehrerer Monate ganz allmählich an seine leibliche Mutter gewöhnen konnte, wusste Grace doch, dass Julias Abreise ihn verwirrt und traurig gestimmt hatte. Sie hoffte, diese Wunde würde heilen, wenn er erst einmal älter war und die außerordentlichen Umstände seiner Geburt besser verstehen konnte. Die Tatsache, dass er seine Schwester anbetete, machte Grace Mut, auch wenn selbst Mary Kate, die auf den Namen Mary Kathleen getauft war, nicht allzu viele Umarmungen von dem kräftigen kleinen Kerlchen erntete. Beim Gedanken an ihre Tochter beschleunigte Grace ihre Schritte, wobei sie Jacks Hand noch etwas fester umklammerte. Der Arzt hatte Mary Kate nach ihrer Ankunft am Abend zuvor untersucht, und an diesem Morgen kümmerte sich Schwester Joseph um sie, doch Grace lag viel daran, schnell wieder ins Krankenhaus zu kommen.

Hartnäckig hielt sich der feuchte Nebel in Form von glitzernden Tröpfchen an Vorsprüngen und Geländern, doch nun, da die Sonne allmählich höher stieg, verflüchtigte er sich zusehends. Grace spürte, wie die ersten zaghaften Strahlen durch ihren Mantel drangen und sie wärmten. Trotz ihrer Erschöpfung bewegten sich ihre Füße wie von selbst vorwärts, was sie zu einem gequälten Lächeln veranlasste – schließlich hatten sie sie in den vergangenen vier Monaten zweitausend Meilen weit getragen. Sogar in ihren Träumen bewegten sich ihre Beine, setzte sie einen Fuß vor den anderen, während sie endlose, mit Beifuß übersäte Prärien und heiße Salzwüsten durchwanderte, die selbst den härtesten Pionieren alles abverlangten, während sie durch knöcheltiefen Schlamm watete, das hohe Gras fruchtbarer Täler durchstreifte oder Bergpässe erklimmte, die so schmal und so hoch waren, dass sie sich

gefragt hatte, ob man sie überhaupt überqueren konnte. Sie und die Kinder waren marschiert und marschiert, wobei sie an manchen Tagen nur zwei Meilen vorankamen, an anderen mehr als zwanzig. Ihre Füße würden auch dann nicht ruhen, dessen war Grace sich sicher, wenn sie auf der Stelle tot umfiel – so als müsste sie den ganzen Weg in den Himmel zu Fuß zurücklegen.

Während Jack und Grace Peters Haus den Rücken kehrten, um zum Krankenhaus zurückzugehen, genossen sie den Ausblick auf den Hafen und dessen rastlose Aktivitäten sowie auf die Stadt, die sich nach Norden hin zu ihrem höchsten Punkt erhob, Alta Loma. Schwester Joseph hatte Grace erzählt, dass diese Erhebung auch Telegraph Hill genannt wurde, weil man auf der dortigen Semaphorstation Reedereiflaggen hisste, um die im Hafen einlaufenden Schiffe anzukündigen. Wenn die Dampfer der Pacific Mail alle zwei Wochen mit ihrer kostbaren Fracht eintrafen, sei die Aufregung in der Stadt immer besonders groß, hatte die Nonne berichtet. Das erinnerte Grace an die Briefe, die sie nun, da sie endlich in San Francisco angekommen war, schreiben musste.

Aus Peters Schilderungen wusste sie, dass San Francisco nachts nicht zur Ruhe kam, dass es laut und wild zuging und erst gegen Morgen stiller wurde. Doch trotz der frühen Stunde herrschte ringsum bereits geschäftiges Treiben, und Grace dachte, dass sie noch eine Menge lernen musste. Sobald es Mary Kate wieder gut ging, würden sie die Stadt näher erkunden, denn sie war nun ihre Heimat. Auf dem Dampfschiff von Oregon hatte sie den Kindern versprochen, sie würden nie mehr ein Zuhause verlassen müssen, und sie war entschlossen, dieses Versprechen unter allen Umständen zu halten.

Grace und Jack liefen durch die Montgomery Street zurück und blieben nur kurz an der Clay Street stehen, um die Niantic zu betrachten, eines jener Schiffe, die zu Beginn des Goldrauschs aufgegeben worden waren.

»Ist es bis an Land gesegelt?«, fragte Jack verblüfft.

»Der Käpt'n hat in einem Brief davon berichtet«, sagte Grace. »Das Land, auf dem wir jetzt stehen, war früher einmal Hafen. Doch weil dahinter gleich die Hügel sind, hat man begonnen, den Platz zwischen

den langen Piers aufzufüllen, um mehr Häuser bauen zu können.« Sie dachte einen Moment lang nach. »Höchst erstaunlich, wenn man es bedenkt. Die Bucht auffüllen. Du hast doch heute Morgen diese ganzen verlassenen Schiffe im Hafen gesehen, oder? Die Niantic jedenfalls wurde aufgegeben, als Kapitän und Besatzung sich davongemacht haben, um Gold zu suchen.«

»Ist immer noch Gold da?«, fragte Jack hoffnungsvoll. »Kriegen wir auch was ab?«

»Es liegt nicht mehr einfach so in Flüssen herum wie früher. Aber es ist immer noch welches da, und eine Menge Leute suchen danach, um schnell reich zu werden. Doch wir werden keine Goldgräber, wenn es das ist, was du wissen wolltest.«

»Och.« Er zog ein langes Gesicht.

»Och«, machte sie ihn nach. Dann zwinkerte sie ihm zu. »Jetzt beeilen wir uns mal lieber, um ein Frühstück für dich aufzutreiben.«

Grace folgte mit Hühnerkäfigen und Markterzeugnissen beladenen Handkarren auf einen großen Platz, um den herum sich Hotels, Restaurants, Theater, Spielkasinos, Kneipen und jede Menge Geschäfte angesiedelt hatten. Jack blieb mit großen Augen stehen, als ein Chinese mit einem langen blauen Kittel über einer Baumwollhose an ihnen vorbeilief. Auf dem Kopf trug der Mann einen breiten Strohhut, der unter dem Kinn ordentlich zusammengebunden war, während ein schwarzer Zopf fast seinen ganzen Rücken hinunterreichte. Auf den Schultern balancierte er eine Stange, an deren Enden jeweils ein Korb hing, und seine Füße steckten in schwarzen Holzpantinen. Der Mann hielt den Blick gesenkt. Grace hatte zwar schon in New York Chinesen zu Gesicht bekommen, aber nie aus so geringer Entfernung, und für Jack war es ein gänzlich neuer Anblick.

»Ein Mann aus China«, erklärte sie ihm leise. »Vom anderen Ende der Welt. Siehst du seinen langen Zopf?«

Jack nickte.

»Wenn er ihn abschneidet, darf er nie mehr zurück nach China.«

»Aber die Haare wachsen doch wieder«, warf Jack ein.

»Schon. Aber das dauert Jahre, und vielleicht werden sie nie mehr so lang.« Grace schwieg einen Moment und schnupperte. »Rieche ich da

etwa frisches Brot?«

Jack schnupperte ebenfalls und nickte dann begeistert.

»Ich glaube, es kommt von da vorn.«

Grace führte ihn um den Platz herum in eine Straße mit Marktständen. Vor einem Stand mit heißen, frischen Brotlaiben blieb sie stehen und kaufte Jack ein Brötchen, das er sogleich hungrig verschlang – was sie dazu veranlasste, umzukehren und drei weitere zu kaufen, obwohl der Preis überraschend hoch war. Sie zogen von Stand zu Stand, besorgten noch frischen Käse und ein Stück harter Salami an einer Schnur. Von der Ladefläche eines Pferdefuhrwerks kaufte Grace eine Handvoll kleiner Tomaten, ein Dutzend roter Äpfel und einen Flechkorb, in dem sie ihre Besorgungen tragen konnte. Zwar war ihr Geldbeutel nun erheblich leichter, doch je nachdem, was das Krankenhaus verlangte, würden sie sich noch eine Weile über Wasser halten können. Trotzdem musste sie sich bei den ortsüblichen Preisen sehr bald um Arbeit und eine Unterkunft kümmern. Da sie die Unwägbarkeiten einer Seereise am eigenen Leib erlebt hatte, wusste sie, dass es Monate statt Wochen dauern konnte, bis Peter tatsächlich zurückkehrte.

»Brauchen wir noch was, Mam?« Jack spuckte Brotkrumen beim Sprechen.

»Heute nicht, Liebling. Es wird Zeit, dass wir zurückgehen.«

Jack folgte ohne Murren. Überhaupt war er schon seit geraumer Zeit sehr folgsam, woraus Grace schloss, dass er sich große Sorgen um seine Schwester machte. Seit Mary Kate auf der Reise erkrankt war, hatte er sie nicht aus den Augen gelassen, ihr geholfen, wo er nur konnte, und ihr sogar etwas von seinem Essen abgeben wollen. Als sie endlich Willamette erreicht hatten, war Mary Kate vor Schmerzen kaum mehr imstande gewesen, den Kopf zu heben, und hatte fast nichts mehr essen und trinken können. In dieser Siedlung gab es keine vertrauenswürdigen Ärzte, und da das Dampfschiff im Begriff stand, nach San Francisco abzulegen, hatte Grace keinen Moment gezögert, die Überfahrt für ihre kleine Familie zu buchen. Sie hoffte auf die gute medizinische Versorgung, von der Peter in seinen Briefen gesprochen hatte – richtige Ärzte und nicht irgendwelche Quacksalber, die einfach

nur ein Türschild aufhängten und anboten, Abführmittel zu verabreichen, Zuggpflaster zu setzen, zu schröpfen oder Wunden auszubrennen. Jack hatte sich auf der Reise nach Süden gehorsam und hilfsbereit gezeigt und mit angepackt, als es darum ging, Mary Kate samt Truhe ins Krankenhaus zu verfrachten. In der vergangenen Nacht hatte er klaglos neben dem Krankenbett auf dem Fußboden geschlafen, während Grace angstvoll über Mary Kate wachte und auf die Morgendämmerung wartete, um Peter aufzusuchen.

»Du bist ein guter Junge, Jack«, lobte Grace ihn nun. »Und eine große Hilfe für deine Mam. Hm, aus welcher Richtung sind wir noch mal gekommen?«

»Von da.« Er zog an ihrer Hand. »Da hinten.«

Jack führte Grace über den riesigen Platz mit seinen gewaltigen Steingebäuden und Säulen, den imposanten Geschäftsfassaden, den Peruanern, Chilenen und Mexikanern in ihren farbenprächtigen Kleidern, den Indianern mit ihren Perlen und Decken, den Schwarzen in Gesellschafts- oder Bergarbeiterkleidung, den Chinesen in Kitteln oder Seidenmänteln, den Vagabunden und Zigeunern mit bunten Hemden und Westen, den breitschultrigen Hawaiianern. Die Akzente all dieser Menschen vermischten sich mit denen von Franzosen, Deutschen, Italienern, Türken, Russen – einer Flut von Einwanderern, die nach wie vor hofften, in den Flüssen Kaliforniens auf Gold zu stoßen, die aber auch bereit waren, jede andere einigermaßen einträgliche Arbeit zu verrichten. Die Gescheiten unter ihnen, so erschien es Grace, hatten sich auf die Baubranche verlegt. Sie folgte Jack durch das Menschengewirr, bahnte sich mit ihm einen Weg zwischen den Hinterlassenschaften von Pferden, Ochsen, Eseln und Hunden hindurch, und denen der exotischeren Tiere dieser Stadt – Bären, Füchse, Ziegen, zahme Rehe, Papageien, Falken und Schlangen, die von ihren Besitzern wie Ketten um den Hals getragen wurden. Exzentrische Kleider, exzentrische Haustiere, protziger Silber- und Goldschmuck, Waffen aller Art – Grace hatte den Eindruck, als sei San Francisco ein einziger riesiger Zirkus.

Nachdem sie den Platz hinter sich gelassen hatten, gingen sie durch eine Reihe kleinerer Straßen, bis sie schließlich vor dem Krankenhaus standen. Erleichtert strich Grace Jack über den Kopf und drückte die

Tür auf. Dann eilte sie durch die kleine Eingangshalle in den Krankensaal und schnurstracks auf das Feldbett zu, in dem Mary Kate lag, die Augen geschlossen, eine kalte Komresse auf der Stirn. Schwester Joseph, die stämmige Nonne aus der irischen Grafschaft Cork, beugte sich gerade über das Mädchen und summt eine vertraute Melodie. Als sie Grace sah, richtete sie sich auf und schenkte ihr ein breites, beruhigendes Lächeln.

»Sie schläft tief«, flüsterte die Nonne. »Kein Grund zur Sorge. Haben Sie Ihren Freund angetroffen?«

Grace schüttelte den Kopf. »Er ist auf See.« Zu ihrer Bestürzung traten ihr Tränen in die Augen.

»Kommen Sie, Kind, setzen Sie sich. Hier.« Schwester Joseph rückte ihr einen Schemel zurecht und nahm ihr den Einkaufskorb ab. »Kommt er denn nicht bald nach Hause, Ihr Kapitän?«

»Ich weiß es nicht.« Grace drückte sich ein Taschentuch auf die Augen. Dann merkte sie, dass Jack sie besorgt ansah. »Alles in Ordnung, mein Junge.« Sie zog ihn an sich. »Ich bin nur erschöpft, das ist alles.«

»Richtig, Sie sind erschöpft, und Sie haben auch allen Grund dazu.« Schwester Joseph klopfte Grace leicht auf die Schulter. Dann flüsterte sie ihr ins Ohr: »Haben Sie überhaupt Geld?«

Grace nickte, worauf die Nonne sichtlich erleichtert wirkte.

»Eben hat sie kurz die Augen geöffnet«, erzählte Schwester Joseph so laut, dass Jack es hören konnte. »Doktor Wakefield hat noch mal nach ihr gesehen. Er glaubt, es war ein Zeckenbiss, weil Sie und der Junge ja keine Beschwerden haben.«

Graces Augen brannten erneut, und sie schloss sie. Vergib mir, Gott, dass ich dieses Kind durch Irland geschleppt habe, über einen Ozean und durch ganz Amerika. Oh Vater, was tue ich hier nur?

Schwester Joseph legte eine Hand unter Graces Kinn und hob es an, so dass die junge Frau die Augen wieder öffnete und sie anschaute.

»Vertrauen, meine Tochter«, erinnerte sie sie mit sanfter Stimme.

»Wer sich sorgt, lebt keine Stunde länger.«

»Ich darf sie nicht verlieren«, flüsterte Grace.

»Das werden Sie auch nicht«, erwiderte Schwester Joseph

entschlossen. »Zumindest jetzt nicht.« Sie erhob sich und strich ihre lange, weiße Schürze glatt. »Ruhen Sie sich ein wenig aus. Der Junge kann mit mir kommen. Ich brauche einen großen, starken Kerl, der mir hilft, die Pferde zu tränken – meinst du, du schaffst das, junger Mann?«

»Au ja!« Erwartungsvoll schaute Jack zu seiner Mutter auf. »Darf ich, Mam? Die Pferde füttern?«

»Geh nur, aber tu, was Schwester Joseph sagt.« Grace lächelte ihn an.

»Ich glaube, Sie brauchen ein wenig Zeit, um zur Besinnung zu kommen. Bis nachher.« Die Nonne nahm Jacks Hand und führte ihn durch den Krankensaal zur Hintertür, die zu einem Stall hinausging.

Grace rückte ihren Schemel näher an Mary Kate heran und strich ihr über das dicke, widerspenstige Haar, das sich aus dem Zopf gelöst hatte. Dieses Kind hatte während seiner neun Jahre auf Erden zwei, vielleicht drei Leben gelebt; Grace konnte sich selbst kaum an ein Leben vor ihrer Tochter entsinnen. Sie hatten die finstersten Zeiten von Hungersnot und Krankheit überlebt, hatten den neugeborenen Jack in sicherer Obhut zurückgelassen und waren nach Liverpool entkommen, um dort an Bord eines Schiffes zu gehen – auf die lange, schwierige Überfahrt nach Amerika, wo Mary Kate nur noch mehr Leid zu sehen bekommen sollte. In Manhattan, in ihren Zimmern über der Gaststätte von Dugan Ogue, hatte das junge Mädchen dann Fuß gefasst und war aufgeblüht, war ihrer Mutter und Liam – dem Jungen, den Grace zu sich genommen hatte, nachdem seine Familie an Bord der Eliza J. gestorben war – eine zuverlässige Begleiterin gewesen. Doch nachdem die Gaststätte niedergebrannt worden war, hatten sie erneut weiterziehen müssen, nach Boston, wo sie bei Lily Free und ihrer Familie unterkamen. Boston hatte sich als schwieriges Pflaster erwiesen, und Mary Kate war sowohl in der Schule als auch auf der Straße Vorurteilen ausgesetzt. Das einzig Gute während dieser Zeit war die Zusammenführung mit Jack gewesen, der mit seinen bald zwei Jahren kein Säugling mehr war. Mary Kate hatte sich sehr über ihren Bruder gefreut, den Jungen sogleich ins Herz geschlossen und ihn wie eine Mutter umsorgt.

Hätte sie gewusst, wie strapaziös die Reise auf dem Landweg werden

würde, dachte Grace oft, dann wäre sie trotz der widrigen Umstände in Boston geblieben und hätte so lange gespart, bis sie die Schiffspassage nach San Francisco hätte bezahlen können. Aber dann wären sie wahrscheinlich während der Cholera-Epidemie eingetroffen, und sie hätte vielleicht beide Kinder verloren. Peters Brief hatte sie in Lawrence im Bundesstaat Kansas erreicht, wo sie mit den Frees, die dort eine Farm kaufen wollten, Station gemacht hatte; sie benötigte eine Ruhepause, ehe sie sich einem weiteren Wagenzug Richtung Westen anschloss. Peter hatte darauf bestanden, dass sie in Kansas blieben, bis die Epidemie abgeklungen war, denn die Menschen in San Francisco starben wie die Fliegen; er selbst wollte die Stadt gemeinsam mit Liam entlang der Pazifikküste in Richtung Nordwesten verlassen. Am Ende hatte Grace zwei Jahre in Kansas verbracht, in einer kleinen Hütte am Rande einer geschäftigen Stadt, wo sie als Köchin im einzigen Hotel arbeitete und sich recht anständig durchschlug, obwohl es im Sommer unerträglich heiß und während der langen, langen Winter bitterkalt war.

In Kansas wandte sich zunächst vieles zum Guten: Grace entwickelte sich zu einer hervorragenden Köchin und konnte etwas Geld auf die Seite legen. Nach einigen Anfangsschwierigkeiten kam die Dorfschule, die Mary Kate besuchte, unter die Leitung einer verdienstvollen, begeisterungsfähigen Lehrkraft, und Mary Kate sog das Wissen förmlich in sich auf. Und auch Jack blühte in der amerikanischen Prärie auf – allerdings nicht so, wie Grace es sich gewünscht hätte. Er war nicht länger still und aufmerksam, sondern ging bis zur Ungebärdigkeit aus sich heraus und entwickelte sich zum Liebling eines jeden Cowboys und Revolverhelden, der durch die Stadt kam und Vergnügen darin fand, dem charismatischen kleinen Jungen beizubringen, wie man ein Pony ritt und eine Pistole abfeuerte. Grace zog sich jetzt noch das Herz zusammen bei der Erinnerung an den Tag, als Jack im Hotel um sich geschossen hatte, weil er den Speisesaal von Fliegen befreien wollte.

Doch Kansas entwickelte sich aufgrund der erbitterten Auseinandersetzungen zwischen den Befürwortern und den Gegnern der Sklaverei zunehmend zu einem gefährlichen Pflaster. Als die beiden verfeindeten Gruppierungen schließlich um die Kontrolle über die

aufstrebenden Großstädte zu kämpfen begannen, eskalierte die Gewalt. Lynchmorde und mitternächtliche Überfälle häuften sich, und niemand fühlte sich mehr sicher, schon gar nicht die schwarze Bevölkerung. Lily, die erst seit kurzer Zeit wieder mit ihrem Mann vereint war – einem entflohenen Sklaven, der jedes weiße Gesicht auf seinem Grund und Boden mit Argwohn betrachtete –, beschloss schließlich, mit ihrer Familie nach Oregon zu ziehen, wo Land noch in einer Größe von hundert Morgen an Siedler vergeben wurde. Und auch Grace sehnte sich nach einem friedlicheren Dasein, wollte ihre Kinder in Sicherheit wissen. Nicht nur die Weißen bekämpften einander in Kansas, auch die ehemals friedlichen Indianer wurden zunehmend aggressiv, so dass Grace, die deren Groll über die Vertreibung aus dem eigenen Land nur zu gut verstehen konnte, sie nun ebenfalls fürchten musste. Gegen Ende ihres Aufenthalts waren die Indianer häufig nahe der Stadt auf die Jagd gegangen. Jack hatte diese Augenblicke geliebt, die Rufe und wilden Schreie, die Bemalung, die grimmigen Mienen der jungen Krieger, doch Grace las immer häufiger Geschichten von Überfällen, von Skalpierungen und Folter, von brutalem Gemetzel. Mochten die Artikel auch reißerisch aufgemacht sein, so konnte sie nach deren Lektüre nicht mehr ruhig schlafen.

Wie unzählige andere Grenzbewohner – so auch die entflohenen Sklaven, für die Kansas weder weit genug nördlich noch weit genug westlich lag – sog Grace begierig alles auf, was sie über Oregon in Erfahrung bringen konnte, über die fruchtbare, schwarze Erde, das gemäßigte Klima, die grünen Täler, die reiche Tierwelt, über Gebirgsströme und unerschöpfliche Holzvorräte. Sie war überzeugt, wenn sie in eine Siedlung am Willamette River zogen, würden sie Peter und Liam sehr viel näher sein. Schließlich mussten die beiden dann nur noch die Küste und ein Stück den Fluss hinaufsegeln, um zu ihnen zu kommen. So verkaufte sie das Wenige, was sie besaß, erwarb einen Planwagen und Ochsen sowie Vorräte für mehrere Monate und brach gemeinsam mit der Familie Free nach Oregon auf.

Jack hatte sich zunächst bitter darüber beschwert, Kansas verlassen zu müssen, doch er gewöhnte sich rasch an das Leben im Wagenzug. Ihm muss diese Zeit wie ein einziges, ausgedehntes Picknick

vorgekommen sein, dachte Grace häufig – Lagerfeuer, unter den Sternen schlafen, tagein, tagaus bei jedem Wetter an der frischen Luft sein. Sie hatte versucht, ihn möglichst in ihrer Nähe zu behalten, und ihn manches Mal in den hinteren Teil des Wagens verbannt – wo er dann beleidigt vor sich hin schmolte –, denn mehr als nur ein Kind war unter die Räder eines schweren Wagens geraten oder von Ochsen zu Tode getrampelt worden, mehr als eines war im Feuer umgekommen, hatte sich verlaufen, war in den Fluss gefallen und ertrunken. Grace hatte sich tagtäglich darauf konzentrieren müssen, das Gespann zu fahren, und es fiel ihr nicht leicht, Jack dabei im Auge zu behalten. Deshalb übertrug sie diese Aufgabe häufig Mary Kate. Das Mädchen hatte den Auftrag wie üblich pflichtbewusst und ohne zu Murren ausgeführt; zuweilen band sie ihren Bruder sogar an ein langes Seil und schlang sich das andere Ende um die Hüfte. Jack hatte diesen Treck nur überlebt, weil Mary Kate sich fortwährend um ihn gekümmert hatte. Grace ergriff die schlaffe Hand ihrer Tochter und drückte sie an ihre Wange. Wenn du nur wieder gesund wirst, mache ich es wieder gut, betete Grace. Wenn du nur wieder gesund wirst, werde ich dich nie wieder verpflanzen.

»Sie sehen wahrhaftig besorgt aus, Missus Donnelly.«

Grace schaute zu Doktor Wakefield auf. »Ich kann nicht anders.« Sie biss sich auf die Lippe, entschlossen, an diesem Tag keine weiteren Tränen zu vergießen. »Was sollte ich denn nur ohne sie tun?«

»Weitermachen, Ma'am, wie so viele vor Ihnen auch.« Wakefield hatte den bedächtigen, ruhigen Tonfall der Bewohner von South Carolina. »Aber darüber brauchen Sie sich nicht den Kopf zu zerbrechen. Soweit ich es beurteilen kann, befindet sich Ihre Tochter auf dem Weg der Besserung. Auch wenn es wahrscheinlich noch eine Weile dauern wird, bis sie wieder herumhüpfen kann.«

Grace nickte, außerstande, auch nur einen Ton herauszubringen.

»Normalerweise gestatten wir Familienangehörigen nicht, neben unseren Patienten auf dem Fußboden zu schlafen.« Der Arzt musterte Graces Truhe. »Aber Schwester Joseph meinte, Sie hätten im Moment kein Dach über dem Kopf. Also werde ich eine Ausnahme machen, bis Sie entsprechende Vorkehrungen getroffen haben. Sie müssen aber

dafür sorgen, dass der kleine Junge sich ruhig verhält, Missus Donnelly.«

»Selbstverständlich, Doktor Wakefield.« Als Grace aufstand, fiel ihr ein, dass sie eine Hose trug, und sie hätte sich gewünscht, ein wenig vorzeigbarer auszusehen. »Wir werden Ihnen nicht im Weg stehen. Und danke! Vielen, vielen Dank!«

Wakefield war verblüfft, wie herzlich ihr Dank ausfiel und wie lebhaft ihre Augen trotz ihrer offensichtlichen Erschöpfung leuchteten.

»Es ist mir ein Vergnügen, Missus Donnelly. Wenn Sie mich nun bitte entschuldigen, ich muss mich um meine anderen Patienten kümmern.«

Nachdem er gegangen war, sank Grace erneut auf den Schemel. Ihr Herz pochte wie wild. Sie hatte befürchtet, der Arzt könne schlechte Nachrichten für sie haben oder ihr und Jack nicht erlauben, bei Mary Kate zu bleiben – und was hätten sie dann tun sollen? Plötzlich wurde sie von dem gellenden Wiehern eines Pferds aufgeschreckt, das heftig gegen seine Stalltür trat. Oh Jack, bitte sei brav. Sie war nicht besonders konsequent in der Erziehung des Jungen, obwohl sie wusste, dass dies notwendig war, wenn er jemals Selbstdisziplin lernen sollte. Ihre Ermahnungen kamen zu selten, zu spät, und sie fürchtete, an ihm zu scheitern. Doch es fiel ihr schwer, ihm gegenüber streng zu sein, denn die bloße Existenz des Jungen kam im Grunde einem Wunder gleich: Sie hatte ihn kurz nach der Geburt in Irland zurücklassen müssen, war später davon ausgegangen, dass er nicht überlebt hatte, nur um dann zu erfahren, dass er in Sicherheit war und ihre Freundin Julia Martin ihn nach Amerika bringen würde, zu ihr, seiner leiblichen Mutter.

Während der Monate, in denen Julia bei ihnen in Boston wohnte, hatte Grace sie nie gefragt, warum sie Jack so lange bei sich behalten hatte. Während der großen Hungersnot und der Kämpfe für ein freies Irland war so viel verloren gegangen; am meisten hatten vielleicht die Frauen darunter gelitten. Und Julia hatte Jacks Vater geliebt, mehr als irgendjemand ahnte – außer Grace, der gegenüber sie sich in Liverpool offenbart hatte, ehe Mary Kate und sie die Überfahrt antraten. Grace allein wusste, was Julia verloren hatte, und daher ging sie nicht weiter auf deren verzweifelt hervorgebrachte Entschuldigungen ein, sondern

beruhigte sie und dankte ihr dafür, dass sie den Jungen lebend aus der Hölle herausgeholt hatte. Wäre Julia nicht gewesen, hätte Jack nicht überlebt – oder wäre zumindest erblindet, denn sie war es gewesen, die ihn nach London zu Nigel Wilkes gebracht hatte, dem einzigen Chirurgen, der sich bereit erklärt hatte, sein Geschick an einem so jungen Patienten zu erproben. Nachdem Jack genesen und mit der kleinen Brille ausgestattet worden war, die ihn so trügerisch gelehrsam aussehen ließ, hatten Nigel und Julia geheiratet. Die Wege des Herrn sind unergründlich, dachte Grace. Bestärkt von ihrem Mann, hatte Julia sich letztlich dazu durchgerungen, das einzig Richtige zu tun, und sich darum bemüht, Graces Aufenthaltsort herauszufinden. Anschließend waren sie und Nigel mit dem kleinen Jungen, den sie liebten wie ihren eigenen Sohn, nach Amerika aufgebrochen.

Während Nigel als Arzt in New York arbeitete, blieb Julia in Boston, wo sie nach und nach Abstand von Jack gewann. Im darauf folgenden Frühjahr kehrten sie und Nigel schließlich nach London zurück. Wenig später beschloss Grace, mit ihrer Familie aus Boston wegzuziehen, unter anderem auch, damit Jacks früheres Leben wie ein Traum in Vergessenheit geraten konnte.

Während der ganzen Zeit hatte Grace die Hoffnung auf eine Nachricht von ihrem Bruder Sean nicht aufgegeben. Nach allem, was man hörte, hatte er sich dem Planwagentreck der Mormonen nach Utah angeschlossen. Sie hatte sich so sehr gewünscht, ihn zu finden und überreden zu können, zu ihr und den Kindern zu kommen. Eine trügerische Hoffnung, befand sie nun kopfschüttelnd und dachte über Sean nach, einen charmanten Mann von ebenso ernster Gesinnung wie fanatischem Glauben. Mittlerweile musste er mit Marcy Osgoode verheiratet sein; vielleicht hatte er sogar Kinder. Grace schaute auf Mary Kate hinunter, dieses sommersprossige Wesen, das ihr so teuer war; wenn ihr Bruder schon nicht bei ihnen sein konnte, war er hoffentlich glücklich verheiratet und zog selbst Kinder groß.

Mit einem lauten Knall flog die Hintertür des Krankensaals auf und Jack kam hereingestürzt, die Wangen gerötet, die Augen funkelnd und am ganzen Körper zitternd.

»Mam!«, rief der Junge. Grace stand sofort auf und legte einen Finger

an die Lippen, um ihn zur Ruhe zu gemahnen.

»Tut mir leid, Mam«, flüsterte er laut, als er vor ihr stand. »Das Pferd war großartig, Mam! Einfach großartig! Schwester Joseph sagt, ich darf es füttern, wenn ich mich ausgeruht habe.« Er zog die Stirn in Falten.
»Muss ich mich ausruhen, Mam?«

»Oh ja.« Das war eine gute Idee. »Doktor Wakefield erlaubt uns, bei Mary Kate zu bleiben, wenn wir leise und artig sind und zweimal am Tag die Augen schließen.«

Jack nickte ernst, und Grace war beeindruckt: Offensichtlich wollte der Junge unbedingt bei seiner Schwester bleiben, auch wenn er dafür ein Nickerchen in Kauf nehmen musste. Sie breiteten ihre Mäntel auf dem Boden aus, setzten sich darauf und lehnten sich gegen die ramponierte Truhe. Grace schälte erst einen, dann einen zweiten Apfel. Jack gähnte, und allmählich fielen ihm die Augen zu.

»Sollen wir uns ein wenig hinlegen?« Auch Grace wurde nun schläfrig zumute in dem warmen Sonnenlicht, das durch die hohen Fenster fiel.

»Ja.« Jack nahm die Brille ab und reichte sie ihr. »Erzählst du mir noch eine Geschichte, Mam?«

»Gern.« Sie strich ihm das Haar aus der Stirn und schaute in sein geliebtes Gesicht. »Welche soll es denn sein?«

»Du weißt schon.« Der kleine Junge zog die Stiefel aus und legte sich auf den Rücken, die Hände unter dem Kopf, die Füße gekreuzt. »Fang schon an«, drängte er sanft, die Augen geschlossen. »Vor langer Zeit lebte in Irland ...«

Grace schnürte es die Kehle zu. Würde sie denn ewig gegen die Tränen ankämpfen müssen? Sie lehnte den Kopf gegen die Truhe und schloss ebenfalls die Augen. Und plötzlich, ohne dass sie sein Bild heraufbeschworen hätte, sah sie ihn vor sich, den jungen Mann, den sie geliebt hatte, und zwar so lebendig, dass sie ihn fast spüren konnte. Er grinste, warf den Kopf zurück und lachte auf eine Weise, die ihr Herz immer hatte höher schlagen lassen. Sie lauschte dem Widerhall seines Lachens und merkte, wie ihre Lebensgeister zurückkehrten – der Mut, den er stets aufgebracht hatte, gab auch ihr Kraft. Sie nahm sich noch einen Augenblick, um sich voller Liebe an ihn zu erinnern. Dann

räusperte sie sich und begann.

»Vor langer Zeit lebte in Irland der tapferste Krieger, den sein Land je hervorgebracht hat. Für sein Volk war er ein Held, und noch heute besingen sie ihn in jeder Gasse. Sein Name war Morgan McDonagh ...«
Grace machte eine Pause und legte eine Hand auf den Kopf ihres Sohnes. »Und er war dein Vater.«

Morgan McDonagh tauchte seine blutigen Hände in den eisigen Bach. Er war dankbar für die Kälte, die ihn wie ein Schock traf, für das gleißende Licht der Morgensonne, die seine Augen blendete, für den Geruch der feuchten Erde, auf der er kniete, während seine Hände im eiskalten Wasser zu brennen schienen. Seit seiner Flucht aus Irland hatte es viele Tage gegeben, an denen er sich mehr tot als lebendig gefühlt hatte, doch dieser Tag war anders – an diesem Morgen, nach dieser langen, schrecklichen Nacht, war er zutiefst dankbar für sein Leben, für ihrer aller Leben.

Mit klammen Fingern rieb er sich das Blut vom Unterarm und untersuchte die Schnitte, die darunter zum Vorschein kamen. Erleichtert stellte er fest, dass sie nicht genäht werden mussten. Die Stichwunden an seiner Schulter stellten ein größeres Problem dar; zu ihrer Behandlung würde er die Hilfe des Jungen benötigen. Ein Gefühl von Taubheit breitete sich in seinem Körper aus, und als er die Hände erneut in den Bach tauchte, zuckte er unwillkürlich zusammen. Keuchend reinigte er sich von Schweiß und Blut und spürte, wie auch die Erschöpfung allmählich von ihm abfiel. Er zog die unverletzte Schulter hoch und trocknete sich mit seinem Hemd das Gesicht ab. In dem Moment bemerkte er, dass Nacoute neben ihm am Ufer kniete und wie gelähmt ins Wasser starrte, obwohl er seine jungen Hände noch gar nicht in das eiskalte Nass getaucht hatte. Da er wusste, dass der Junge auf die Berührung eines Mannes stets argwöhnisch reagierte und wegen der grausamen Ereignisse der Nacht besonders angespannt war, bewegte Morgan sich sehr langsam, als er Nacoutes Kinn umfasste und sein Gesicht zu sich drehte. Die klaffende Wunde auf der linken Wange des Jungen musste genäht werden, doch vielleicht war es dafür auch schon zu spät; das Blut war verkrustet und eingetrocknet, die Nase geschwollen und ebenfalls blutverschmiert, ein Auge blau und nässend. Es gab noch eine Reihe anderer Hinweise auf die Prügel, die Nacoute eingesteckt hatte: Spuren von Faustschlägen und Gürtelhieben sowie Schnittwunden am Arm. Da Morgan zunächst einmal alles darangesetzt hatte, der Mutter des Jungen zu helfen, deren Verletzungen sich als weit

schlimmer erwiesen hatten, war keine Zeit gewesen, sich um Nacoutes Wunden zu kümmern, obwohl sie schmerzhaft sein mussten. Er schaute dem Jungen in die Augen und begegnete dessen durchdringendem Blick, der nichts verbarg. Falls es eine Antwort auf die Fragen gab, die in diesem Blick lagen, dann musste der Junge sie selbst finden, dachte Morgan, denn bei Gott, er selbst hatte keine Antworten parat.

»Komm, Junge.« Morgan richtete sich müde auf. »Wir haben noch etwas zu erledigen.«

Er nahm die beiden Holzeimer, die neben ihm standen, füllte sie mit Wasser und machte sich auf den Rückweg zu der kleinen Hütte, im Vertrauen darauf, dass der Junge ihm wie immer folgen würde.

Nacoute, der schlank und anmutig war wie seine Mutter, erhob sich geschmeidig. Als Morgan über seine gesunde Schulter zurückblickte, sah er plötzlich den Mann, den Krieger, zu dem der Junge heranwachsen würde; mit seinen vierzehn Jahren war Nacoute schon so groß wie Morgan, mochte seine Statur auch noch schwächig sein. Die Weichheit seiner Jugend war über Nacht verschwunden, ein für alle Mal ausgelöscht durch einen brutalen Tötungsakt – wenn auch aus Notwehr – und einer Härte gewichen, die durch den Umstand verstärkt wurde, dass eine solche Tat sich nicht ungeschehen machen ließ. Doch Nacoute wollte sie auch gar nicht ungeschehen machen. Das sah Morgan an seinem Blick, an den wachen Augen eines Menschen, der nicht sprechen kann, aber kein Wort von dem versäumt, was andere reden. Dem Jungen tat es nicht leid, er war lediglich verunsichert. Die Welt war für ihn über Nacht eine andere geworden. Morgan begriff das, denn auch er hatte Menschen getötet.

»Es wird alles wieder gut«, sagte er, als der Junge seinen Arm berührte. »Wir werden uns etwas einfallen lassen.«

Wie so oft wünschte er sich, mehr als nur ein paar Worte Mi'kmaq zu beherrschen oder wenigstens etwas Französisch, das der Junge verstand, weil er mit dem Pelzjäger zusammengelebt hatte. Morgan musste an Remy Martine denken – weggeschleppt und im Wald vergraben; nichts deutete mehr auf den Kampf hin, außer einem großen, klebrigen Fleck auf dem Boden der Hütte. Morgan schaute zur Sonne hinauf, die nun höher am Himmel stand.

»Es wird bald jemand kommen. Wir sollten lieber gründlich sauber machen.« Morgan redete wie immer so, als könnte der Junge ihn verstehen.

Nacoute nickte und ging ein wenig schneller.

Vor der Tür der Hütte zögerten sie einen kurzen Moment. Morgan warf einen Blick auf den Weg, der zu den anderen Hütten in der Siedlung führte, einschließlich seiner eigenen. Nacoutes Blick folgte dem Weg, auf dem sie den schweren Mann in die Büsche und dann weiter in den Wald geschleppt hatten. Es gab einen Trampelpfad bis zum Rand der Lichtung, und die Stelle, an der sie seine Leiche abgelegt hatten, war deutlich zu erkennen. Nacoute stellte seinen Eimer ab, hob einen großen Tannenzweig auf und verwischte rasch alle Spuren auf dem Boden. Morgan nickte zustimmend und öffnete die Tür, so dass genug Licht in den Raum fiel, um den Boden schrubben zu können. Er trug die Eimer in die Hütte und schaute sich gerade nach einer Scheuerbürste um, als die Frau aufstöhnte und sich zu regen begann. Sofort eilte Morgan an ihre Seite und beruhigte sie, damit ihre Wundnähte nicht aufrissen.

»Scht, Aquash. Ruhig, ganz ruhig.« Er strich ihr das Haar aus dem Gesicht und rang sich ein besänftigendes Lächeln ab.

Während sie versuchte, sich aufzurichten, blickte sie ihn besorgt an.

»Nacoute!«, rief sie. »Nacoute!«

»Komm her, Junge.« Morgan winkte ihn zu sich. »Sieh doch, Aquash, es geht ihm gut. Ein bisschen mitgenommen ist er, aber er wird es überleben.«

Nacoute nahm die Hand seiner Mutter, hörte aufmerksam zu, während sie mit ihm redete und reagierte mit Gesten, feiner Mimik, zuckenden Bewegungen oder einem Kopfnicken. Es war ihre ganz eigene Art der Kommunikation – sie verständigte sich in Mi'kmaq, er mit der Körpersprache der Stummen. Als sie die Hände auf die Brust legte, begriff Morgan sofort und trat an die Holzwiege, die wegen der Wärme nahe der Feuerstelle stand, auch wenn die Glut bereits vor Stunden erloschen war. Das kleine Mädchen lag mit offenen Augen ruhig da. Er hob es sanft auf, trug es zu seiner Mutter und sah zu, wie Aquash ihm geschickt die Windeln abnahm, um die winzigen Arme und Beine, den Rücken und die Schultern des Säuglings zu überprüfen. In der Nähe

seiner Mutter bekam das Kind Hunger und fing an zu wimmern. Aquash öffnete ihr Überkleid und gab ihrer Tochter die Brust.

»Henri?« Ängstlich schaute Aquash zu Morgan auf. »Remy?«

»Remy ist tot«, sagte Morgan. »Begraben. Fini.«

Sie blickte zu ihrem Sohn hinüber, der nickte. Dann redete sie eindringlich auf ihn ein und unterbrach ihren Redeschwall nur, um ihn etwas bestätigen oder verneinen zu lassen. Morgan beobachtete Nacoutes Hände und vermutete, dass Mutter und Sohn die Ereignisse, die zu Remy's Tod geführt hatten, noch einmal Revue passieren ließen. Aquash wiederholte mehrmals den Namen Henri, und Morgan begriff, dass sie Angst hatte, entdeckt zu werden. Henri DuBois war Remy Martines rechte Hand im Lager, auch wenn Martine selbst ihm nicht recht über den Weg getraut hatte. Morgan hatte seine eigenen Gründe dafür, DuBois nicht ausstehen zu können, genau wie er Martine nicht hatte ausstehen können.

Aquash wurde immer aufgeregter, und Morgan versuchte erneut, sie zu beruhigen, obwohl er wusste, dass ihre Angst durchaus berechtigt war. Dass Nacoute sich selbst, seine Mutter und seine kleine Schwester verteidigt hatte, würde keine Rolle spielen. Remy Martine wurde hier in der Gegend geachtet und gefürchtet, denn er war derjenige, der schon am längsten hier lebte, er hatte die meiste Erfahrung und es zu einigem Wohlstand gebracht; bei den reichen europäischen Käufern war er der begehrteste Pelzjäger. Außerdem hatte er eine wunderschöne Frau geheiratet und ins Lager gebracht, eine Mi'kmaq, deren Familie im Tausch Vorräte für ein ganzes Jahr erhalten hatte. Darüber hinaus hatte er sich sogar bereit erklärt, ihren stummen Sohn aufzunehmen, weil die beiden so ein inniges Verhältnis hatten und der Junge während der langen Monate, in denen Martine auf Pelztierjagd war, einen Trost für sie darstellen würde.

In der Siedlung galt Martine als großzügiger Mann, der es seiner schönen Frau nachsah, dass sie ihren Sohn zu lange im Haus behielt; vergolten werde ihm dies mit einem störrischen, widerspenstigen Jungen, der sich von ihm ernähren lasse und in seiner Hütte wohne, sich jedoch weigere, an seiner Seite zu arbeiten. Es hieß, Martine habe den Jungen wiederholt mit auf die Jagd genommen, doch Nacoute sei

immer bei der erstbesten Gelegenheit ausgerissen und zu seiner Mutter zurückgekehrt, die er offenbar nicht allein im Lager zurücklassen wollte, selbst wenn er sich dafür eine Tracht Prügel von seinem Stiefvater einhandele. Schließlich hatte Martine es aufgegeben; der Junge und er hatten einfach nichts füreinander übrig. Obwohl Martine ihn regelmäßig schlug, weigerte Nacoute sich hartnäckig, seine Mutter alleine zu lassen. Dass er im nahe gelegenen Wald jagte und im Fluss fischte und auf diese Weise mehr zu essen auf den Tisch brachte als Martine selbst, dass er die Hütte instand hielt und sich rar machte, sobald Remy nach Hause kam, dass er im Wald lebte oder später auf dem Boden von Morgans Hütte schlief, zählte alles nicht. Er hatte sich die Verachtung von Remy Martine eingehandelt, und das machte ihn zum Freiwild für alle anderen Pelzjäger und deren Söhne, die ihre derben Späße mit ihm trieben.

Martine wusste nicht, dass Nacoute nur im Lager blieb, um seine Mutter zu beschützen, doch Morgan war mehr als einmal Zeuge geworden, wie der Junge aufdringliche Annäherungsversuche vereitelt und sich bei denjenigen unbeliebt gemacht hatte, die auch einmal ihr Glück bei der schönen Aquash versuchen wollten. Warum Aquash diese Belästigungen Martine gegenüber verschwieg, verstand Morgan erst, als er vom Schicksal dessen erster Frau erfuhr. Diese war von Männern aus dem Lager vergewaltigt worden und danach nicht mehr gut genug für ihren Mann gewesen. Eines Tages hatte sie tot am Fluss gelegen. Die Vorstellung, Nacoute allein in dieser fremden Welt zurückzulassen, war vermutlich Aquashs schlimmster Alptraum, dachte Morgan. Nur deshalb hatte sie die Zudringlichkeiten stillschweigend ertragen. Und als der Junge heranwuchs und verstand, was da vor sich ging, wurde er zum stummen Beschützer seiner Mutter.

Morgan war unwissentlich in diesen Schlamassel hineingeraten, als er sich mit dem Jungen angefreundet hatte; und nachdem er einmal Nacoute und dann Aquash zu Hilfe gekommen war, verlor er noch mehr Freunde. Als ein Baum auf ihn und seinen Versorgungswagen stürzte, hatte niemand ihm geholfen, und er wäre in der Wildnis umgekommen, wären da nicht Nacoute, Aquash und May gewesen. Mays Mann Louis war zwar ein anständiger Kerl, ein guter Ehemann und liebevoller Vater, doch er war auch stets darum bemüht, Ärger zu

vermeiden. Alles, was er wollte, war ein gutes Auskommen, seine Kinder großziehen und eines Tages wieder nach Neuschottland zurückkehren, wo seine Verwandten lebten. Louis würde sich zwar für eine unparteiische Anhörung einsetzen, wenn man Nacoute des Mordes an Martine beschuldigte, doch er würde weder sich noch seine Familie in Gefahr bringen, falls die Pelzjäger beschlossen, den Jungen zu hängen. Niemand würde auch nur einen Finger für ihn krümmen; selbst Morgan würde ihn nicht retten können. Mit dieser Gewissheit kniete er nieder und begann, den dunklen Fleck auf den Dielenbrettern der Hütte zu bearbeiten. Ein Teil des Bluts war zwischen die Ritzen gesickert oder von der Erde aufgesogen worden, die er verstreut, dann weggefegt und vergraben hatte. Doch der zurückgebliebene Fleck war groß und dunkel genug, um Verdacht zu erregen.

Nacoute hatte ein kleines Feuer entzündet, um Wasser und etwas zu essen für seine Mutter zu erwärmen. Morgan hatte seine Arbeit fast beendet, als ein Schatten durch die Tür der Hütte fiel. Er blickte hoch und stand auf.

»Was willst du, DuBois?«

»Was machst du hier, Ire?«, fragte der Franzose mit starkem Akzent. Allerdings schien er nicht besonders überrascht zu sein, Morgan in Martines Haus anzutreffen. »Und wo ist mein Freund Remy?«

Das Geräusch von DuBois' Stimme hatte Nacoute für einen Moment erstarren lassen, doch nun fuhr er fort, im Topf zu rühren, ohne den Besucher anzuschauen. Aquash bedeckte stumm den Kopf des kleinen Mädchens und hielt ebenfalls den Blick gesenkt.

»Wer weiß?« Morgan zuckte mit den Schultern. »Vermutlich hat er sich gestern Abend überanstrengt, als er hier alles auseinander genommen hat. Wahrscheinlich liegt er irgendwo ohnmächtig unter einem Baum.«

»So betrunken war er nicht«, gab DuBois zurück. »Das weiß ich.« Er schaute an Morgan vorbei zur Feuerstelle und betrachtete eingehend Nacoutes zerschundenes Gesicht. »Ist wohl eher die Schuld des Jungen, was?«

»Nein.« Morgan verstellte ihm den Blick auf Nacoute. »Martine war betrunken und hat sie alle attackiert, sogar das kleine Mädchen.«

DuBois schnaubte verächtlich. »Und dann bist du reingeplatzt und hast die kleine Familie gerettet, was, Ire? Und jetzt meinst du, sie gehört dir, mon ami?«

»Ich bin nicht hereingeplatzt. Der Junge ist zu mir gekommen und hat an meine Tür geklopft ...«

Nacoute schlug mit dem Löffel gegen den Topf und stand auf, die Wangen vor Wut gerötet. Er schaute Morgan an, schüttelte den Kopf und deutete dann auf den Franzosen.

DuBois marschierte durch den Raum, packte den Jungen, redete erregt auf Französisch auf ihn ein und schien ihm zu drohen. Nacoute ließ sich nicht einschüchtern, sondern schüttelte nur energisch den Kopf.

»Lass ihn in Ruhe«, warnte Morgan. »Oder du kriegst es mit mir zu tun.«

Der Franzose, dem McDonaghs Fäuste nicht fremd waren, ließ den Jungen los und trat leise fluchend einen Schritt zurück.

»Du bist hier unerwünscht, DuBois. Verschwinde.«

»Das hier ist nicht dein Haus«, zischte DuBois. Dann weiteten sich seine Augen. »Oder vielleicht doch? Hast du Remy umgebracht, Ire? Ist es so gewesen?«

»Er hatte eine anständige Tracht Prügel verdient, wohl wahr«, gab Morgan zurück. »Und ich habe mein Bestes getan. Am Ende musste er sich geschlagen geben und hat das Weite gesucht. Gott sei Dank ist er weg.«

Der Franzose verschränkte die Arme. »Das glaube ich nicht. Wenn ich in den Wald gehe, finde ich ihn bestimmt. Wenn nicht heute, dann an einem anderen Tag – sobald ihn die Tiere ausgegraben haben.« Mit einer ruckartigen Kopfbewegung deutete er auf den Fleck am Boden. »Das ist Blut. Remy's Blut.«

»Nein.«

»Oui«, beharrte er. »Das ist dein Ende, Ire. Kein Mensch wird dir glauben. Die Leute hier glauben nur das, was sie sehen: Jetzt, wo Remy weg ist, gehören Aquash und ihr Bastard dir. Und das Geld natürlich.« Er grinste. »Aber du hast deine Rechnung ohne Henri DuBois gemacht. Vor mir steht ein toter Mann. Und ein toter Junge.« Er lachte hämisch.